

Zeitschrift: Pestalozzianum : Mitteilungen des Instituts zur Förderung des Schul- und Bildungswesens und der Pestalozziforschung

Herausgeber: Pestalozzianum

Band: 62 (1965)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PESTALOZZIANUM

Mitteilungen des Instituts zur Förderung des Schul- und Bildungswesens und der Pestalozzi-Forschung

Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

26. MÄRZ 1965

62. JAHRGANG

NUMMER 2

Archivar Alfred Rufer zum 80. Geburtstage

Am 24. März vollendete der bekannte Historiker und Archivar Alfred Rufer in Bern sein achtes Lebensjahrzehnt. Seit 1921 bis zum altershalb bedingten Rücktritt im Dienst des Bundesarchivs hat er durch vielseitige Publikationen auch einer weitern Oeffentlichkeit gedient. So hat er, als Ergebnis vielseitiger Archivforschung im Ausland, die Aktensammlung über die *Helvetik* fortgesetzt und auch in den Quellen zur Schweizer Geschichte die Dokumente über Graubündens Beziehungen zum Veltlin 1796 bis 1797 in zwei Bänden veröffentlicht.

Es ist uns nicht möglich, die vielen Werke alle aufzuzählen, die Rufers Feder entsprangen. Seine Vorliebe galt vornehmlich dem Bündnerland, und noch vor kurzem hat er eine gewichtige Biographie Joh. Baptist Tscharners, 1751 bis 1835, publiziert, die zugleich ein umfassendes Zeitbild der *Bündner Geschichte* um 1800 enthält. Daneben galt Rufers Interesse den Vorläufern des Völkerbundes und des modernen Friedensgedankens in der Schweiz. Auch als Mitarbeiter am Historisch-biographischen Lexikon erwarb er sich bedeutende Verdienste.

Wenn auch die Lehrerzeitung sich den Gratulanten zum 80. Geburtstag beigesellt, so geschieht dies, um dankbar an die umfangreiche Mitarbeit Rufers in der Pestalozzi-Forschung zu erinnern. Schon sein Heimatort Münchenbuchsee, nahe bei Hofwyl, lenkte die Gedanken auf Fellenberg und Pestalozzi. Eine erste Schrift über vier bündnerische Schulrepubliken belegte die Neigung zur Pädagogik. Das 1928 gedruckte Buch über Pestalozzi, die französische Revolution und die Helvetik war vorzüglich geeignet, die politische, im Lauf des Lebens sich den Zeitumständen anpassende Haltung des Zürchers verständlich zu machen, der ja auch das Ehrenbürgerrecht Frankreichs erhielt. In Verknüpfung mit Bündner Geschichte stand das 1951 erschienene Werk über Pestalozzi und die Veltlinerfrage. Sehr zu Nutzen kamen der kritischen Gesamtausgabe von Pestalozzis Werken und Briefen die eminente Sachkenntnis und der kritische Sinn des Berner Historikers. Es gelang ihm, neue Dokumente ausfindig zu machen und gleichzeitig als unecht erkannte Broschüren auszumerzen, vor allem in der Zeit von 1798. In einem Band, der die Schriften zur Pariser Consulta und zur Mediationsverfassung von 1803 zusammenfasste, trug die Mitarbeit Rufers wertvolle Früche ein. Die übrigen Bearbeiter dieser Edition sind dem erfahrenen Archivar für zahlreiche Einzelauskünfte, für die nähere Bestimmung von Manuskriptfragmenten zu Dank verpflichtet. Als Archivar mit guten Beziehungen zu den Kollegen im Ausland wurde Rufer auch eingesetzt, als nochmals eine Suche nach dem in Frankreich verlorenen Nachlass von Pestalozzis Aufzeichnungen erging; sein wohl entscheidender Schluss war, dass die Dokumente 1870 beim Brand des Pariser Zollarchives verlorengegangen.

Auf ein reiches Lebenswerk darf Alfred Rufer im heutigen Zeitpunkt zurückblicken, und wenn ihm auch für seine Verdienste nicht dieselben Ehrungen zuteil wurden, wie sie Sport- und Filmgrössen bekommen, darf er sich damit trösten, dass sein Werk von bleibendem Wert in der Schweizer Geistesgeschichte sein wird. Eine Reihe von frohen und gesunden Jahren möge dem ausgezeichneten Gelehrten auch weiterhin vergönnt sein.

Emanuel Dejung

Das Schicksal einer namhaften Schülerin Pestalozzis

Die Bregenzerwälderin Maria Schmid

Wenn man auf der rechten Seite der Bregenzerach von Au nach Schoppernau wandert, kommt man im Weiler Rehmen an einem alten Bregenzerwälderhaus vorbei, an dem eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht ist

Geburtshaus der Lehrerfamilie Schmid.

Johann Josef Schmid, geb. 25. 12. 1785, gest. 1850 in Paris, Heinrich Pestalozzis bedeutendster Mitarbeiter.

Johann Michael Schmid, geb. 18. 12. 1788, gest. 1807 in Göttingen,

Maria Schmid, geb. 8. 8. 1794, gest. in Brederis,

beide als Erzieher tätig in den Pestalozzi-Anstalten.

Katharina Schmid, geb. 1799, vermählt mit dem einzigen Enkel Heinrich Pestalozzis.

In einer Würdigung Pestalozzis schrieb Dr. Leo Weisz im Februar 1929 in der «Neuen Zürcher Zeitung», Pestalozzi habe mit seinen Mitarbeitern kein Glück gehabt, denn die meisten hätten ihn nach kürzerer oder längerer Lehrzeit im Stich gelassen. Treu bis zur letzten Stunde standen nach seinen Worten zu ihm nur die drei verhassten und verlästerten Ausländer Josef Schmid und seine beiden Schwestern, die Seelen der Armenschule von Clindy und Iferten. Die ältere Schwester habe ihr Lebensglück geopfert, um weiter bei Pestalozzi bleiben zu können: «Sie hatte sich mit dem Anstaltslehrer Stephan Ludwig Roth, dem späteren Nationalhelden der Siebenbürger Sachsen, verlobt und hoffte, an seiner Seite in Iferten Tüchtiges leisten zu können. Als aber Roth auf Drängen seiner Eltern heimwärts zog, folgte sie ihm trotz allem Herzweh nicht.»

Maria Schmid entstammte einer kinderreichen Familie. Am 11. November 1783 vermählte sich zu Au der Bregenzerwälder Kleinbauer und Handwerker Franz Schmid mit Katharina Berlinger aus dem zu Au gehörenden Weiler Rehmen. In den Jahren 1784 bis 1799 war die Ehe mit elf Kindern, sechs Söhnen und fünf Töchtern, gesegnet. Dass die Familie in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, braucht nicht eigens erwähnt zu werden. Zwei Brüder und zwei Schwestern haben

sich im Kreise Pestalozzis ausgezeichnet. Maria Schmid ist als achtes Kind ihrer Eltern am 8. Oktober 1794 zu Au geboren. Zu Pestalozzi ist sie durch ihren älteren Bruder Johann Josef Schmid gekommen. Die Frage liegt nahe: Wie hat dieser Sohn einer armen Familie im hintersten Bregenzerwald den Weg zu Pestalozzi gefunden? Wie sind die engen Beziehungen zwischen der Familie des grossen Schweizer Erziehers und Menschenfreundes zur Familie Schmid in Au entstanden?

Die Not in den Bergdörfern zwang schon im Mittelalter viele Männer, als Wanderarbeiter in der Fremde ihr Fortkommen zu suchen. Seit dem 30jährigen Krieg zogen jedes Frühjahr Tausende von Maurern, Zimmerleuten, Stukkateuren, Steinmetzen und anderen Handwerkern nach Schwaben, ins Elsass und in die Schweiz, um dort ihr Brot zu verdienen, im Herbst heimzukehren und mit den Ersparnissen ihre Familie ernähren zu können. Manche kehrten nicht mehr nach Hause, wenn sie erkannt hatten, dass sie es in der Fremde weiter bringen könnten als in den engen Bergtälern ihrer Heimat. So wurde Johann Jakob Moosbrugger, ein Namensvetter des berühmten Barockarchitekten von Einsiedeln und Weingarten, 1756 Bürger zu Freiburg in der Schweiz, wo er schon früher als Steinhauer und Stuckkünstler tätig gewesen war. Franz Moosbrugger, ein Onkel der elf Geschwister Schmid, hatte in Freiburg ein Baugeschäft. Weil ihm der begabte Neffe Josef in Au aufgefallen war, wollte er ihn in sein Geschäft aufnehmen; vorher aber sollte er sich in der bekannten Schule Pestalozzis zu Burgdorf die nötigen Kenntnisse aneignen. Dass die Eltern damit gern einverstanden waren, ist selbstverständlich, sie hatten ja ohne den Knaben für weitere zehn Kinder zu sorgen. So kam der 16jährige Josef Schmid im Jahre 1801 in die Schweiz, wo er nach dem Schulbesuch Kaufmann werden sollte. Entscheidend für die Laufbahn und das Schicksal Josef Schmids, seines Bruders Johann Michael und seiner Schwestern Maria und Katharina war der Onkel Franz Moosbrugger in der Schweiz, denn ohne diesen wären sie nicht zu Pestalozzi gekommen und bei ihm geblieben.

Maria Schmid wurde Lehrerin. Schon jung begegneten wir ihr in Dornbirn; da sie ausgezeichnet Französisch konnte, war ihr Unterricht bald gesucht. Später wirkte sie an der Hauptschule in Bregenz.

Auf Veranlassung ihres von Pestalozzi geschätzten Bruders Josef Schmid entschloss sie sich, Erzieherin in Iferten zu werden. Am 6. Oktober 1818 überreichte die 24jährige Lehrerin dem Kreisamt in Bregenz eine Eintrage, dass sie an der Pestalozzischen Armenanstalt in Iferten bleiben wolle. Am 25. November wurde ihr die Entlassung von der Hauptschule in Bregenz bewilligt, weil man sie nicht hindern wollte, sich in ihrem Lehrberufe weiterzubilden und höhere Schulen zu erreichen. Dass die Schülerinnen der dritten Klasse an der Hauptschule in Bregenz ihre Lehrerin nur ungern verloren, ergibt sich aus den Briefen, die sie mit der Bitte nach Iferten schickten, sie möge nach Bregenz zurückkehren. Pestalozzi selbst beantwortete sie in einem an die Bregenzer Schulkinder gerichteten Schreiben, das wohl das schönste Zeugnis ist, das jemals einer Vorarlberger Lehrerin ausgestellt wurde. In dem Briefe vom 3. Hornung 1819 nannte Pestalozzi die Jungfer Schmid eine gute Lehrerin, die die herzliche Zuneigung der Kinder in vollem Masse verdiene. Er lobt den Eifer, mit dem sie sich der Erziehung widme, und ihre ausgezeichneten

Fähigkeiten. In dem wichtigen Beruf, den sie gewählt habe, könne sie sich auf alle Weise vervollkommen. Hier habe sie Gelegenheit dazu und könne besonders den ärmeren Volksschulen nützlich werden. Sie stehe an der Spitze einer Armenanstalt in Clindy, wo Knaben und Töchter zu Lehrern und Lehrerinnen erzogen werden. «Diese Kinder lieben sie, wie ihr sie liebtet, und hängen an ihr, wie ihr an sie hienget», heisst es in dem Briefe. Nicht aus Unzufriedenheit sei Maria Schmid von Bregenz weggegangen; auch Bregenz sei ihr lieb gewesen, sie liebe ihr Vaterland, wie nur wenige Menschen ihr Vaterland lieben.

Als der Siebenbürger Sachse Stephan Ludwig Roth vor dem Abschluss seines Studiums an der Universität Tübingen stand, machte ihn ein Freund seines Vaters auf Pestalozzi aufmerksam. Sofort war Roth entschlossen, Pestalozzis Lehr- und Erziehungsweise aus eigener Anschauung kennenzulernen. Im September 1818 traf er in Iferten ein, wo er herzlich aufgenommen wurde. Er fasste den Plan, den Siebenbürger Sachsen durch die Erneuerung des Volksschulwesens zu nützen. Am 30. Dezember 1818 schrieb er an einen Freund: «Ich will Schulmeister werden. Ich will unten im Volke tun, was ich nur kann.» Den Eltern teilte er mit, Pestalozzi sei der edelste Mann, den er kenne, und der Bregenzerwälde Josef Schmid sei die Seele des ganzen Instituts. Beide überhäuften ihn mit ihrer Liebe, so dass er sich wie zu Hause fühlte.

In Iferten erkannte Roth, dass die Hebung der Volkschule bei seinen Landsleuten nur möglich sei, wenn man dem Mangel an tüchtigen Schullehrern abhelfe. Dazu wollte er in Siebenbürgen eine Lehrerbildungsanstalt gründen. Als er der Aufforderung seines Vaters, heimzukehren, folgte, erhielt er im April 1820 von Pestalozzi ein ausgezeichnetes Zeugnis. Im September 1820 traf Roth bei seinen Eltern ein. Bald sollte es sich zeigen, dass sein Plan zur Neugestaltung des Schulwesens sich nicht ausführen liess. Roth wurde Lehrer am Gymnasium in Mediasch, 1837 Pfarrer in Nimesch, 1847 Pfarrer in Meschen und 1848 in die Sächsische Nationalversammlung entsandt. In den Kämpfen um die Herrschaft in Siebenbürgen wurde Roth von den Ungarn gefangen genommen, in Klausenburg vor ein Kriegsgericht gestellt, am 11. Mai 1849 zum Tode verurteilt und erschossen.

Ueber Stephan Ludwig Roth, den Führer der Siebenbürger Sachsen, sind seit seinem Heldentode viele Bücher erschienen. Dr. Otto Folberth hat es als seine Lebensaufgabe angesehen, seinem Landsmann Roth den Platz in der Geschichte der Siebenbürger Volksgenossen und im deutschen Geistesleben zu verschaffen, der ihm zukommt. Er hat die Herausgabe der gesammelten Werke und Briefe besorgt und Roth damit ein grossartiges Denkmal errichtet. Schon vor der Herausgabe der sieben Bände erschienen in Mediasch die «Liebesbriefe Stephan Ludwig Roths», der sich in Iferten mit Maria Schmid verlobt hatte.

In den Briefen an seine Eltern vom 19. und 24. September 1819 aus Iferten meldete der Pestalozzi-Schüler nach Hause, dass er einen grossen Schritt getan; auf dem Weg seines Lebens habe er sich seine Begleiterin gesucht: «Es ist die Lehrerin unserer Menschenschule, Maria Schmid. Ein Weib, das der Welt anhängt, konnte ich nicht lieben, und je mehr ich selber auf sie verzichtete, je glühender durchströmte mich die Sehnsucht nach einer innerlich erhobenen Freundin. Mit ihr an

der Hand ist es mir, wie wenn ich einem Engel zur Seite stünde; aber einem Engel, der ein Schwert in der Hand hat. Ich liebe – ich werde geliebt.»

Roth berichtete den Eltern, Maria Schmid sei seit einem Jahr Vorsteherin der Armenschule; sie habe Wunder getan. Ihr verdanke nicht nur diese Schule ihr Dasein, sondern auch die geistige Kraft, die in all den Kindern lebe: «Ihre innere Erhebung hat sie den Kindern mitgeteilt; Arbeitsamkeit, Demut und Frömmigkeit, lebt, webt und ist in ihnen.» Ihr Bruder, der gefürchtete eiserne Mann, weine über ihren Verlust, sie sei ihm der rechte Arm gewesen, und er habe gewünscht, dass sie sich nie verheiraten sollte.

Auf seiner Heimkehr von Iferten nach Siebenbürgen, die vom 6. April bis 23. September 1820 dauerte, richtete Roth ein Dutzend Liebesbriefe an seine Braut. Mit dem zwölften Brief hört der Briefwechsel plötzlich auf. Am 23. Jänner 1821 klagte Roth in einem Brief an seine Freunde in Tübingen über den Verlust der Geliebten; Maria Schmid habe eine trübselige Zukunft vorausgesehen, in der Roth mit sich allein genug zu kämpfen haben würde. Sie wolle den im Sturm Schwimmenden nicht mit der Familienlast niederziehen zum völligen Untergang. Das klingt, als ob sie eine Ahnung davon gehabt hätte, was Roth bevorstand.

Ueber die Gründe, die Maria Schmid veranlasst haben, das Verlöbnis mit Stephan Ludwig Roth zu lösen, haben die Schriftsteller, die sich mit ihm und ihr beschäftigten, vielerlei Vermutungen angestellt. Die meisten waren bereit, ihr die Schuld daran zuzuschreiben. Jedenfalls dürfte es ihr nicht leichtgefallen sein, darauf zu verzichten, die Gattin eines so bedeutenden Mannes wie Roth zu werden. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass Maria Schmid Heimat und Liebe der Persönlichkeit Pestalozzis zum Opfer gebracht hat.

In den Jahren, in denen Josef und Maria Schmid in Iferten wirkten, kamen viele hervorragende Männer und Frauen aus allen Teilen Europas in das Haus Pestalozzis. Von Besuchern wurde die Jungfer Maria Schmid geradezu begeistert gepriesen. So schrieb der Junker Leonhard Zyl, der von 1774 bis 1860 lebte, ein vornehmer Patrizier aus St. Gallen, über Maria Schmid u. a.: «Ich sah und kenne viele tüchtige Frauenzimmer, aber so schnell, so ununterbrochen zweckmäßig, alles sehend, berichtigend und so geschickt weiß ich keins. An ihrer jetzigen Stelle versieht sie gewiss was drei andere; ich glaube, es wird ihr niemand den Ruhm eines ausgezeichneten Genies versagen können. Sie kann alles, was da gelehrt wird, und war schon nach einem halben Jahr imstande, auch in der englischen Sprache den Unterricht zu erteilen.»

Wie schon bemerkt, war Maria Schmid die einzige Lehrerin, die Pestalozzi treu blieb. Als dieser in Elend und Armut auf den Neuhof zog, folgte sie ihm dorthin, und sie war es auch, die dem unglücklichen Kämpfer am 17. Februar 1827 die müden Augen zudrückt hat.

In manchen Schriften und Büchern über Pestalozzi, die eine ansehnliche Bücherei füllen, werden Maria Schmid und ihr Bruder – die gehassten und verlästerten Ausländer, wie Dr. Leo Weisz bemerkt hat – nicht selten ungerecht und falsch beurteilt. Dass Maria Schmid hundert Jahre nach ihrem Tode noch unvergessen ist, kann man der 26 Druckseiten umfassenden Abhandlung «Der Pestalozzianer Stephan Ludwig Roth – Literatur-

bericht aus dem Umkreis neuer Pestalozzi-Forschung» von Professor Dr. Otto Folberth entnehmen, die 1962 als erster Band der neuen Beiträge zur Siebenbürgischen Geschichte und Landeskunde im Böhlau-Verlag in Köln und Graz erschienen ist. Darin macht uns Folberth auch mit den Arbeiten über Maria Schmid bekannt. Im Jahre 1929 hat Prof. Dr. Fritz Holzträger in Bistritz Studien zu Stephan Ludwig Roths Seelenleben veröffentlicht. Roths Vater war mit dem Aufenthalt seines Sohnes bei Pestalozzi nicht einverstanden. Er befahl ihm die Heimkehr, und als es sich herausgestellt hatte, dass eine Reform des Schulwesens in Siebenbürgen nach dem schweizerischen Vorbild unmöglich sei, griff der Vater zum zweitenmal entscheidend und bestimmd in das Leben des Sohnes ein. Roth blieb im Lande.

Selbstverständlich hätte, wie Dr. Holzträger ausführt, die Heirat Maria Schmids mit Stephan Ludwig Roth zu einer noch viel engeren Bindung ihres Mannes an die Sache Pestalozzis geführt. Sie war deshalb Roths Vater als Schwiegertochter unerwünscht. Das hat Roth geahnt und befürchtet, dass es schliesslich auch in diesem Punkt wie in der Schulfrage nachgeben müsse. Deshalb kommt Dr. Holzträger zum Schluss, dass er es überhaupt nie gewagt habe, die Eltern um ihr Einverständnis zu seiner Verlobung zu bitten, trotz des Briefes vom 24. September 1819, in dem er es – laut einer Abschrift in seinem Briefbuch – getan habe. Holzträger ist überzeugt, dass dieser Brief in Wirklichkeit niemals abgeschickt worden sei. Er beruft sich dabei auf eine Andeutung in dem Briefe an die Eltern vom 1. Jänner 1820 und auf einen Satz aus dem Brief an Maria vom 21. November 1820 aus Kleinschelken, in dem Roth schrieb: «Noch hab ich meinen Eltern von unserer Verbindung auf Leben und Tod nichts gesagt und werde hiezu eine schickliche Gelegenheit erwähnen.»

Dieses ängstliche Zögern, die Eltern von seiner «Verbindung auf Leben und Tod» in Kenntnis zu setzen, habe in Maria Schmid in zunehmendem Masse Zweifel aufsteigen lassen, ob Roth auch wirklich so zu ihr stehen werde, wie er es so oft beteuert hatte. «Und wenn Maria schliesslich das Verhältnis gelöst hat», wie Holzträger annimmt, «so müssen wir Roth sein vollgemessen Teil an der „Schuld“ zuerkennen.» Unwillentlich – natürlich – habe er in hohem Masse dazu beigetragen, dass das Vertrauen seiner Braut in ihn, so sehr er es auch immer und immer wieder verlangt und erbeten habe, schliesslich wankend werden, in ruhiger Ueberlegung aller Umstände und Tatsachen zusammenbrechen musste. «Enttäuschung über das Verhalten des Geliebten, Bangen vor einer schliesslich doch eintretenden endgültigen Abkehr von ihr, bewirkt durch die väterliche Autorität, erschütterten das Gleichgewicht der Einsamen. Maria löste das Band.»

Erst sechs Jahre nach dem Tode Pestalozzis, dreizehn Jahre nach der Trennung von Stephan Ludwig Roth, am 10. April 1833, verählte sich Maria Schmid als Neununddreissigjährige mit dem gleichaltrigen Johann Raidel, dessen Name im Schrifttum über Maria Schmid auch Reidel und Reidl geschrieben wird.

Das Ehepaar Raidel liess sich in dem zu ihrer Zeit weitbekannten Wirtshaus «Zum Batzenhäuschen» in Brederis, das zur Gemeinde Rankweil gehört, nieder. Vor diesem Gasthaus sollen die Studenten in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts einen greulichen Respekt gehabt haben. Frau Maria Raidel habe das Regiment so streng geführt, dass auch ihr Gemahl unter

dem Pantoffel geseufzt habe. Nicht wenig herumziehendes Volk, auf das die Sesshaften so gern von oben herab schauen, sei im Batzenhäusle eingekehrt. Eines Tages habe der Pfarrer von Rankweil eine Predigt gehalten, der die Sätze zugrunde lagen: Böse Gesellschaften verderben gute Sitten und sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Die Pfarrkinder hatten sofort gewusst, dass der Kanzelredner das Batzenhäusle im Auge habe. Als Maria Raidel davon erfahren hatte, schrieb sie dem Pfarrer einen Brief, in dem sie hervorhob, dass sie in ihrer Wirtschaft streng auf Zucht und Ordnung sehe. Gegenteilige Behauptungen seien unwahr und Verleumdungen.

Dass die ehemalige Leiterin der Armenanstalt Pestalozzi ein warmes Herz für die Armen und Bedrängten hatte, und dass sie manchmal auch zweifelhaften Gestalten Unterkunft gewährte, mag zutreffen. Aber es ist ihr aufs Wort zu glauben, dass sie keine Unordnung oder gar Zuchtlösigkeit geduldet habe. In den drei Jahrzehnten, die der Revolution von 1848 vorausgingen, als der Kreis Vorarlberg vom Gubernium zu Innsbruck aus regiert wurde, war Kreishauptmann Ebner der oberste Beamte des Landes. Er hinterliess Aufzeichnungen und Tagebücher, die sich im Vorarlberger Landesarchiv befinden und eine wertvolle Quelle für die Geschichte Vorarlbergs in der Biedermeierzeit bilden. Dass darin auch eine Bemerkung über Maria Schmid enthalten ist, hat mich überrascht. Am 28. Mai 1836 schrieb Ebner in sein Tagebuch, dass er zum Freitag, dem 27. Mai, den «Besuch des Herrn und der Madame Reidl von Rankweil» nachfragen müsse, die in der Angelegenheit des Salpeterhüttenbaues für den Salinensiedler Willi bei ihm gewesen seien. Ebner fügte hinzu, Frau Raidel sei die Schwester des in den Händeln Pestalozzis mit dem Lehrer Niederer vielgenannten ehemaligen Hauptschuldirektors Schmid in Bregenz, «eines auf alle Fälle höchst kräftigen Charakters, vortrefflichen Schulmannes und überhaupt interessanten Menschen», der allerdings Mut und Kraft gehabt habe, sich seiner Haut zu wehren und mit jedem Gegner fertig zu werden. Frau Raidel habe viel von ihrem Bruder. Sie könne ihre Angelegenheiten vortrefflich vortragen; ihr Mann habe ihr den Vortrag überlassen; er werde schon erfahren haben, dass er ihr gebühe.

Ebner hat sich mit seinem Urteil über Maria Schmid als guter Menschenkenner erwiesen. Was er über Josef Schmid schrieb, trifft in der Tat auch auf seine Schwester Maria zu: sie war ein höchst kräftiger Charakter, eine vortreffliche Lehrerin, ein Mensch, der Mut und Kraft besass, sich seiner Haut zu wehren. Uebrigens sind diese Eigenschaften bei den Bregenzerwälderinnen nicht selten. Die Bewohnerinnen im Flussgebiet der Bregenzerach haben wiederholt bewiesen, dass sie an Mut und Tatkraft nicht hinter den Männern zurückstehen wollen. Als die Schweden am Ausgang des 30jährigen Krieges Bregenz erobert hatten, zogen sie auch in den Bregenzerwald, wo sie, den damaligen Kriegssitten gemäss hausten, brannten und mordeten. An der Roten Egg lieferten ihnen die Frauen ein Gefecht, in dem sie der Sage nach die Feinde bis auf den letzten Mann aufgerieben haben.

Leider sind den Schriftstellern, die sich mit Maria Schmid befasst haben, manche Irrtümer unterlaufen.

So wird wiederholt angegeben, Maria Raidel-Schmid sei 1853, als ihr Gatte und ihre Schwester Katharina, die Frau des Enkels Pestalozzi, gestorben waren, zu ihrem Schwager nach Zürich übersiedelt und dort im gleichen Jahre wie dieser, nämlich 1863, gestorben. Auf der Gedenktafel an ihrem Geburtshaus in Rehmen ist zwar Brederis als Ort ihres Todes angegeben, aber das Todesjahr fehlt. Auf meine Bitte, den Todestag der Frau Maria Raidel-Schmid im Jahre 1863 festzustellen, teilte mir die Matrikelstelle des Pfarramtes Rankweil mit, dass sie als Witwe am 14. Jänner 1864 in Brederis gestorben und am 16. Jänner in Rankweil beerdigt worden sei.

Wäre Maria Schmid nicht über ihre Heimat hinausgekommen, so würde sie längst vergessen sein. Bei Pestalozzi hatte sie Gelegenheit, ihr Können zu beweisen und ihre Persönlichkeit zu entfalten. Nicht nur als hochbegabte Erzieherin in der Schweiz ist sie in die Geschichte eingegangen, sie wird auch als Braut des Führers der Siebenbürger Sachsen weiterleben, solange das Andenken an ihn wach bleibt. Die Bregenzerwälder Bauerntochter war der beiden grossen Männer würdig, in deren Lebenskreis zu treten sie das Glück hatte.

Hans Nägele, Bregenz

Nachschrift

Die vorliegende Lebensbeschreibung von Maria Schmid ergänzt auf Grund der Vorarbeiten von Prof. Otto Folberth (Salzburg) ein wichtiges Teilstück der Pestalozzi-Forschung. Einmal werden Lebensgenossen des Leiters von Yverdon ins Licht gerückt, neben der aus dem Vorarlberg stammenden Familie Schmid vor allem Stephan Ludwig Roth aus Siebenbürgen, der in Ungarns Geschichte eine bedeutsame Rolle spielte.

Die Spätzeit Pestalozzis wurde entscheidend beeinflusst durch den Gegensatz seiner beiden Mitarbeiter Johannes Niederer und Joseph Schmid, eines Bruders von Maria Schmid. Der familiäre Rahmen der Herkunft Joseph Schmids und die eigenen Lebensschicksale im Umkreis der Anstalt sind erwünschte Ergänzung unserer Kenntnisse.

Leider gibt es von den beiden wichtigsten Mitarbeitern Pestalozzis noch immer keine ausreichende Biographie. Für Johannes Niederer hat es Prof. Dr. Arthur Stein in Bern unternommen, ein Lebensbild zu schaffen; ein erster Band davon wird in absehbarer Zeit erscheinen. Für Joseph Schmid hat Camilla Martha Halter 1943 eine Zürcher Dissertation verfasst und u. a. nachgewiesen, dass er in Paris noch 1851 gelebt hat. Danach wäre die im Artikel erwähnte Gedenktafel mit dem Todesdatum 1850 zu berichtigen. Das genaue Todesdatum konnte mitten im Krieg durch Frl. Dr. Halter in den Pariser Archiven nicht erforscht werden.

Ein verdienstliches Buch «Der Lehrerstreit in Iferden» ist 1946 in Bern erschienen, verfasst von F. Huber und W. Klauser. Es zeigt die biographischen und pädagogischen Probleme im Spätleben Pestalozzis auf, konnte die Fragen aber nicht abschliessend behandeln, da diese Zeit in der kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe noch nicht ausgeschöpft ist. Um so mehr ist zu begrüssen, dass ein Teilbeitrag für den ganzen Umkreis dieser Forschungsprobleme hier geboten wird.

E. Dejung, Winterthur